Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 154. **Montag** den 25. März 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Die verunglückten Friedensverhandlungen.

Man schreibt uns aus London unterm 23. März:

„Die gestern endlich erfolgte Veröffentlichung des Wortlautes der zwischen Botha und Kitchener gepflogenen Verhandlungen giebt der englischen Presse eine neue willkommene Gelegenheit, die augenblickliche Lage der Dinge in Südafrika eingehend zu beleuchten und je nach ihrer politischen Richtung die entsprechenden Schlußfolgerungen zu ziehen. Selbstverständlich versuchen alle jene Blätter, welche fortwährend von der nahe bevorstehenden Uebergabe Botha's und dem damit zusammenhängenden Ende des Krieges sprachen, heute auf jede denkbare Art und Weise eine nur einigermaßen glaubhaft klingende Erklärung dafür zu finden, daß ihre Prophezeiungen oder besser gesagt ihre Erfindungen und gewagten Combinationen sich nicht bewahrheitet haben. Dabei wird natürlich viel weises Gerede, viel verdrießliches Geschimpfe und eine große Menge von Drehungen aufgetischt, was im Allgemeinen nur dazu dienen soll, den maßlosen Aerger und die wüthende Enttäuschung zu verdecken, welche durch die Botha'sche Weigerung, die englischen Bedingungen seiner Regierung zu empfehlen, hervorgerufen worden sind. Wenn selbst liberale Blätter jetzt in den allgemeinen Chorus einstimmen und von nun an „rücksichtslosestes Vorgehen" gegen die Boeren und Aehnliches verlangen, so muß man nicht vergessen, daß hier in England selbst die Organe der Opposition mit wenigen Ausnahmen selten „aus der Bahn brechen" und in den Grundzügen schließlich doch immer den officiösen Inspirationen folgen.

Im Großen und Ganzen lautet der Tenor der langathmigen Besprechungen dahin, daß, wie z. B. die „Times" ausdrücklich hervorheben, „die Engländer den Boeren ganz außerordentlich liberale Bedingungen angeboten haben, also eine Großmuth an den Tag legten, wie sie die Boeren, die doch den Krieg begonnen hätten, nicht erwarten konnten, und daß sie in Folge dessen nunmehr jeden Anspruch auf Gnade verwirkt haben." Für die „Times" ist es selbstverständlich, daß die ganzen Verhandlungen nur auf der einen Basis geführt werden konnten, — daß nämlich die Boeren unter allen Umständen die britische Oberherrschaft acceptiren und dann in einzelnen Puncten einige besondere Gnadenbeweise der glorreichen Sieger erhalten sollten.

In ähnlicher Weise äußern sich die beiden der Regierung nahestehenden Blätter „Daily Telegraph" und „Standard", die ebenfalls auf die ganz besonders großmüthigen Bedingungen hinweisen, die von englischer Seite angeboten worden sind. „Telegraph" fühlt sich noch besonders veranlaßt, die Aeußerung Botha's, daß er die Bedingungen seiner Regierung nicht empfehlen könne, mit Hohn und Spott zu überschütten und mit ziemlich kindlichem Sarkasmus zu fragen, wer, wo und was denn eigentlich diese Regierung sei? Im Uebrigen setzt das Blatt mit ganz außergewöhnlicher Energie auseinander, daß an eine Amnestie für die Caprebellen unter keinen Umständen zu denken sei und daß diese Leute nach den in der Colonie herrschenden Gesetzen bestraft werden müßten, da „sonst geradezu eine Prämie auf offene Empörung und Gesetzlosigkeit gegeben würde". Es ist der englischen Regierung natürlich Alles daran gelegen, den Capholländern ein für alle Mal die Lust zu benehmen, jemals wieder die Waffen gegen England zu ergreifen und sich überhaupt für die Boerensache zu erwärmen. Selbstredend ist dies einer der wichtigsten und delicatesten Puncte in der ganzen südafrikanischen Frage, und man weiß dies auf beiden Seiten nur zu genau.

Der „Daily Graphic" erklärt schlankweg, daß „noch niemals so günstige Bedingungen einem besiegten Feinde dargeboten worden sind", und weist im Uebrigen darauf hin, daß die Boeren niemals hoffen dürfen, wieder auch nur annähernd so großmüthig behandelt zu werden. In dieser Hinsicht ist man aber hier in London in eingeweihten Kreisen etwas anderer Ansicht und hält durchaus nicht damit zurück, daß die englische Regierung nach wie vor froh sein würde, wenn sie mit den Boeren zu einem nur einigermaßen rationablen Friedensschluß kommen könnte. Es wurde uns sogar versichert, daß selbst die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, eines Tages auch den schon jetzt etwas weniger unbeugsamen Herrn Chamberlain noch viel entgegenkommender zu finden, wenn nur erst die weitere Fortsetzung des für die Engländer so unendlich aufreibenden Krieges der Kriegsmüdigkeit im Lande noch mehr vergrößert und die öffentliche Meinung entsprechend weiter beeinflußt. Die „Morning Post" betont, daß Milner und Kitchener, als die beiden einzigen Männer in der Welt, welche wirklich berechtigt sind, zu sagen, was im jetzigen Augenblicke für Südafrika das Beste ist, bereit waren, den Boeren soweit als möglich entgegen zu kommen, und daß sie in dieser löblichen Absicht durch die Instructionen Chamberlain's behindert gestellt wurden, so daß also, wie auch die „Daily News" ausdrücklich hervorheben, „die ganze Verantwortung für das negative Resultat der Verhandlungen Chamberlain und nicht etwa Kitchener zur Last fällt. Also auch hier wieder entpuppt sich nach Ansicht seiner liberalen und radicalen Gegner „Joe" als der einzige und wirkliche Sündenbock, und „Morning Leader" versagt es sich denn auch nicht, ihm den Vorwurf zu machen, daß er sich überhaupt in seinen Instructionen an Milner wusch und an gar nichts bindet, und daß seine jesuitischen Winkelzüge, die wahrscheinlich die ganzen Friedensaussichten zum Scheitern gebracht haben, nur außerordentlich zu bedauern sind.

Wie die verschiedenen Organe des krassesten Jingoismus über die Consequenzen der verunglückten Friedensverhandlungen denken, geht am klarsten aus dem Resumé hervor, welches sich „Daily Mail" leistet: „Unsere einzige Pflicht ist jetzt, die Boeren zu schlagen, bis sie selbst „genug" schreien und um Gnade wimmern".

Letzteres ist natürlich überhaupt der Grundton in der gesammten öffentlichen Meinung Englands, soweit sie nicht diejenige edelster Leute ist, welche entweder aufrichtig des Blutvergießens und der erhöhten Steuern müde sind, oder auch den Boeren ihre Unabhängigkeit gönnen, wenn es auch nur als eine Belohnung für ihr tapferes heldenhaftes Verhalten wäre."

* **Capstadt**, 24. März. Ein heftiger Kampf fand am 22. März bei Haartebeestfontein statt, wobei die Imperial Light-Horse und die Yeomanry stark betheiligt waren. — Gestern und heute sind 12 Todesfälle vorgekommen. Unter den Erkrankten befinden sich 4 Europäer.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 25. März.

Die **Antwort des Kaisers auf die Ansprache des Herrn v. Köller** liegt — wie unsere Leser wissen — in drei verschiedenen Lesarten vor. Die Verschiedenheiten bedeuten aber keine materiellen Widersprüche, sie sind nur quantitativer Natur, d. h. die drei Quellen fließen in ungleicher Reichlichkeit, wesentlich Unrichtiges ist nicht gemeldet worden. Das ergiebt sich daraus, daß der zweite Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Krause, als „einziger Zeuge des Vorganges der Audienz", als welchen er sich selbst bezeichnete, nicht nur — wie sich von selbst verstand — die Darstellung des Herrn v. Kröcher bestätigt, sondern auch die „Wiedergabe in der Presse" — das sind die beiden anderen Lesarten — in unzweideutiger Weise als zutreffend bezeichnet hat. Abweichungen sind vorhanden und finden sich auch in Zeitungsreferaten über die Erzählung des Präsidenten, die unverkennbar stenographischen Aufnahmen auf der Journalistentribüne ihr Dasein verdanken. So berichten z. B. „Kreuzzeitung" und „Freisinnige Zeitung" übereinstimmend, Herr v. Kröcher habe einen Wunsch des Kaisers erwähnt, alle Parteien (wohlgemerkt, alle Parteien im Abgeordnetenhause) möchten dahin wirken, daß die Achtung vor den Autoritäten wieder so gewonnen würde, wie es „nöthig" wäre, und in der im Uebrigen concludenten Wiedergabe der „Germania" wird nach der Mittheilung des Präsidenten die Wiedergewinnung der Achtung vor den Autoritäten vom Kaiser erhofft, so weit es „möglich" sei. Da wir entschlossen sind, gegenüber diesem zunächst das preußische Parlament berührenden Zwischenfalle die Auffassung unseres verehrten preußischen Parteigenossen Dr. Krause, der erklärte: „Es handelt sich nicht um einen Regierungsact", uns so lange zur Richtschnur zu nehmen, bis den kaiserlichen Worten Regierungsacte folgen, so brauchen wir der Verschiedenheit der Versionen kein hochpolitisches Gewicht beizulegen. Parteipolitisch interessant erlauben wir uns aber wenigstens eine Abweichung zu statuiren. Während die „Nationalztg.", und zwar ohne jede Frage authentisch, den kaiserlichen Ausspruch von der Verfolgung von Sonderinteressen statt der allgemeinen Volksinteressen verzeichnet, wußte Herr v. Kröcher darüber nichts zu berichten. Ein im Lager der vorgerückten Agrarier stehender Politiker kann aber ein solches Wort innerhalb weniger als 24 Stunden nicht vergessen und er kann es auch nicht für nebensächlich erachtet haben. Der conservative Herr ist also bei seiner Mittheilung — etlektischer verfahren, als der jedenfalls nicht conservative Gewährsmann der „Nationalzeitung". Die Unterlassung des ersten Präsidenten wird nicht unauffälliger durch den geradezu komischen Versuch der „Kreuzzeitung", die Authenticität des Ausspruches über die Vertretung von Sonderinteressen in Zweifel zu ziehen. Dies nebenbei. Gewichtiger ist der Vorhalt, den Herrn v. Kröcher gemacht wird, daß er aus Anlaß der That des Bremer Irrsinnigen in dem Kaiser die Erinnerung an die vorbedachten Verbrechen Hödel's und Nobiling's wachgerufen habe. Die „Nationalzeitung" nennt dies Verfahren „durchaus verfehlt und ungehörig". Wir schließen uns diesem Urtheil an, soweit es den Präsidenten des Abgeordnetenhauses trifft; vom Standpuncte des conservativen Parteipolitikers war aber die Reminiscenz wohl nicht „verfehlt". Es ist notorisch, daß der Kaiser nach dem Breslauer Attentatsversuche ungehalten war, wenn er diesem Vorfall irgend welche politische Bedeutung beilegen hörte. Der an sich so beklagenswerthe Umstand, daß der Effect des Bremer Angriffes ein empfindlicherer war, als der des von der alten schlesischen Frau ausgegangenen Angriffs, begründet keinen politischen Unterschied zwischen beiden Handlungen, da hier wie dort unbestritten der Thäter geisteskrank war. Wenn Herr v. Kröcher dennoch eine „Aehnlichkeit" des Bremer „Zwischenfalles" — so hat der Prinz-Regent von Bayern das betrübende Vorkommniß genannt — hervorheben zu sollen geglaubt hat, so war er wohl sicher, damit Anklang zu finden. Herr v. Kröcher ist ein kluger Mann und vermöge seiner Standesbeziehungen sehr wohl in der Lage, über die jeweiligen Stimmungen am Hofe sich unterrichten zu lassen. Zwischen dem Breslauer und dem Bremer Attentate scheint die Umgebung des Reichsoberhauptes einen Umschlag herbeigeführt zu haben, denn der Kaiser beurtheilt den späteren, von dem früheren nach allgemeiner Ueberzeugung in psychologischer Hinsicht nicht verschiedenen Anschlag als ein Symptom, einer Reihe von krankhaften Erscheinungen am Körper des deutschen Volkes. Wir haben schon erklärt, auf eine materielle Erörterung der Urtheile des Monarchen vorläufig nicht eingehen zu wollen, möchten aber zur muthmaßlichen Genesis der gegenwärtigen kaiserlichen Auffassungen mittheilen, daß auch ein sehr conservativer Publicist, der sich in der „Täglichen Rundschau" zu dem Empfange im Schlosse vernehmen läßt, „zur Zeit", wie er sagt, „krank" empfindet, dem Herrscher würden „die Dinge in einem Lichte geschildert und berichtet, wie es der Wirklichkeit nicht entspricht". Aehnlich hat sich kürzlich der conservative Freiherr v. Wangenheim im Abgeordnetenhause geäußert. Uebrigens erklärt selbst die „Kreuzzeitung", sie hätte „gegen die freimüthige und ehrerbietige Bekundung einer Auffassung, die von derjenigen des Monarchen abweicht, gar nichts einzuwenden", sie sei „sogar der Meinung, daß es Fälle giebt, in denen gerade die Königstreue in dieser Beziehung ein offenes Wort gebietet". Das Blatt hat freilich gegründeten Anlaß zu dieser Rechtswahrung, denn es hat erst kürzlich über die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Herrn Roberts sich mit aufsehenerregendem „Freimuth" ausgelassen, allerdings, wie gern anerkannt sei, auch mit „Ehrerbietung". Diese Meinungsäußerung der rechtsconservativen „Kreuzzeitung" macht vielleicht auf den — nach unserer Meinung — in der letzten Schlußrede angesprochenen preußischen Justizminister einigen Eindruck, und was das klerikale Schulgesetz anlangt, auf das in derselben Rede angespielt worden ist, so wird es vor Bewilligung des Canals kaum auf der Bildfläche erscheinen. Man darf also wahrscheinlich die Acten über die letzte Kundgebung des Kaisers vorerst schließen. Der Versuch des Herrn Eugen Richter, sie und ihre Wiedergabe durch den Präsidenten vom constitutionellen Gesichtspuncte abfällig zu behandeln, ist mit Recht fehlgeschlagen. Die Doctrin, daß der Präsident eines Parlaments Aeußerungen politischen Inhalts, die der Monarch zu ihm ohne Anwesenheit des verantwortlichen Ministers gethan, nicht referiren dürfe, läßt sich hören, wie jede Doctrin. Aber Herr Richter handelte am Freitag nicht als Doctrinär. Vor Kurzem hat der Präsident des Abgeordnetenhauses auch eine kaiserliche Mittheilung dem Abgeordnetenhause bestellt, aber Herr Richter schwieg, weil ihm der Inhalt, obwohl gleichfalls politischer Natur und gleichfalls ohne Anwesenheit eines Ministers vorgetragen, nicht mißfiel. Der Freisinn hat eben nicht einmal mehr falsche Grundsätze, er hat gar keine Grundsätze mehr.

Unter der Ueberschrift „**Chinamüde?**" veröffentlicht die „Nationalliberale Correspondenz" in ihrer letzten Ausgabe Folgendes:

„Manche Blätter sprechen neuerdings im Namen Deutschlands von den chinesischen Dingen, als ob in unserem Vaterlande eine große Chinamüdigkeit Platz gegriffen habe und als ob man in Deutschland den Zeitpunct nicht erwarten könne, wo die deutschen Truppen aus China zurückgezogen werden. Gewiß ist der Wunsch ein sehr berechtigter, daß unsere Soldaten und die deutschen Schiffe keinen Tag und keine Stunde länger in Peichili festgehalten werden, als unbedingt nöthig ist. Dafür bürgt indessen das Wort des Reichskanzlers, daß wir froh sein würden, wenn wir China verlassen könnten. Der Reichskanzler fügte aber diesem Herzenserguße hinzu, wir würden China mit dem Wunsche verlassen, es so bald nicht anders wiederzusehen, als in Verfolgung unserer wirthschaftlichen und culturellen Mission. Die Erfüllung dieses Wunsches ist wesentlich davon abhängig, ob es uns gelingt, unsere Beziehungen zu China in so feste Verhältnisse zu bringen, wie das unserem Interessen entspricht.

Feuilleton.

16]

Zwei Brüder.

Roman von Franz Rosen.

Nachdruck verboten.

XXVI.

Als der Winter zu ihauen begann, wurde Manfred ein Sohn geboren.

Die Freude darüber enthob ihn Tage lang allen unliebsamen Gedanken. Als Peter kam, ihm Glück zu wünschen, lief er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Mach' doch nur, und heirathe", rief er, „damit Du auch dies Glück kennen lernst. Denn nun ist es doch erst das wahre!"

Der in letzter Zeit so leicht gereizte Verkehr zwischen den Eheleuten war wieder eitel Wonne und Seligkeit. Maria hatte alle Sorgen vergessen. Von geschäftlichen Dingen war keine Rede. Beide schienen nur noch in der neuen Zukunft zu leben, deren Wunderthür das kleine, dicke, rosige Geschöpf da in der Wiege ihnen aufgeschlossen hatte.

Maria war frisch und munter und immer guter Laune. Mutter und Schwestern leisteten ihr treulich Gesellschaft. Dann und wann kam eine gute Bekannte; einmal auch Elisabeth Laginsky mit einem großen Veilchenstrauß, den ihr Mann dem jüngsten Regimentskameraden schickte.

Trotz all dieser Abwechselung begann Maria es doch, je mehr sie sich erholte, je unliebsamer zu empfinden, daß Manfred jetzt fast jeden Abend ausblieb. Sie stellte ihn endlich ernstlich darüber zur Rede.

„Warum bist Du so oft fort? Was zieht Dich so unwiderstehlich? Warum kannst Du nicht bei mir aushalten?"

„Aber liebes Herz — was soll ich denn Abends machen. — Du gehst frühzeitig zur Ruhe — Du kannst doch nicht verlangen, daß ich Wochen lang Abends allein sitze!"

„Das Kind ist fast fünf Wochen alt, und ich bin munter wie ein Fisch im Wasser. Wenn ich wüßte, daß Du zu Hause bliebst, würde ich am Tage mehr ruhen und Abends bei Dir sitzen."

„Das wäre Dir gewiß nicht gut. Wir sehen uns ja auch am Tage genug —"

„So — nun, wenn es Dir genug ist, dann ist's ja gut — ich will Dir auch gewiß kein Hinderniß sein. Ich denke nur manchmal, wieviel Dich diese Ausgänge, diese Verabredungen wohl kosten mögen."

Manfred sah jäh zu ihr auf. Jede Spur von Unmuth war aus seinem in letzter Zeit viel frischer aussehenden Gesichte entschwunden.

„Manchmal bringen sie mir auch etwas ein!" sagte er verschmitzt. Maria wurde ganz blaß vor ehrlichem Schreck.

„Also Du spielst!" rief sie außer sich. Und dann glitt sie plötzlich von ihrem Stuhl auf den Teppich vor ihn hin und nahm seine Hände in die ihren. „Manfred, wie kannst Du so entsetzlich gewissenlos sein! Denkst Du denn gar nicht an mich — unsere Zukunft — unser Kind —"

Ihm wurde sehr unbehaglich zu Muthe. Er zog Maria auf seine Knie und drückte ihr Haupt an seine Brust.

„Aber, lieber Schatz — wie kannst Du das nur wieder so tragisch nehmen! Es ist doch nur ein ganz harmloses Vergnügen — nur so zum Zeitvertreib —" und er versuchte, mit den verschwenderischen Liebkosungen den Eindruck seiner unbedachten Worte zu verwischen und sie wieder zu beruhigen.

Es gelang ihm aber nur zum Theil. Wenn sie auch seinen Versicherungen, daß es sich immer nur um Kleinigkeiten handle, Glauben schenkte, so wußte sie doch genug von den Gefahren dieser verderblichen Leidenschaft, deren Gewalt schon Manchen zerschmetterte, der nur ein wenig mit ihr spielen wollte. Und was das Schlimmste war — er hatte ihr durchaus nicht versprechen wollen, es nicht wieder zu thun.

So behielt sie eine nagende Unruhe im Herzen, die sich verschärfte, wenn Manfred ihren heimlich forschenden Blicken geflissentlich auswich; wenn er bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande — oft heimlich — nach spät Abends fortlief, und wenn er ihr gegenüber eine gewaltsame Heiterkeit und Unbefangenheit zur Schau trug.

Noch einmal wurden ihre Gedanken auf frohere Dinge gerichtet durch den Taufing ihres Kindes. Nur der engste Verwandten- und Freundeskreis war geladen, aber es war doch eine ganze Zahl von Gästen, die sich erst feierlich um den kleinen, blumengeschmückten Hausaltar und dann fröhlich um die vollbesetzte Tafel versammelte.

Peter hatte Mühe, in diesen fröhlichen Ton mit einzustimmen. Er empfand schmerzlich und sorgenvoll den Contrast dieses heiteren Festes mit den ungeordneten Verhältnissen dieses Hauses. Er sah, daß Manfred trotz seiner Bemühungen, liebenswürdig zu sein, nervös und reizbar war. Er sah Nikolaus Laginsky an diesem Tische essen und trinken und hörte ihn der Hausfrau Artigkeiten sagen — und es zuckte ihm in der Hand, ihm in das glatte Gesicht zu schlagen und ihm zu sagen: „Laß die Maske fallen und beende Deine Beziehungen zu diesem Hause." Nur, wenn er Elisabeth ansah, kam es wie Ruhe über ihn, wie Erlösung aus einer quälenden Spannung; dann wußte er, daß es doch noch Wahrheit und Treue gäbe in der Welt der Lüge.

Als der letzte der Gäste zu ziemlich früher Stunde das Haus verließ, wich die heitere Miene aus Manfred's Gesicht und machte einem müden, trostlosen Ausdruck Platz. Er ließ sich schwer in einen Sessel fallen und starrte trübsinnig vor sich hin. Maria, die noch dem Kinde gesehen hatte, blieb bei seinem Anblick erschrocken an der Thür stehen.

„Aber, Freddi, was ist Dir?"

„Ich bin müde", sagte er unwirsch. „Ich habe wohl auch zu viel getrunken. Der Kopf thut mir weh." Sie lachte.

„Als ob Du nichts vertragen könntest!" und dann begann sie, von dem so befriedigend verlaufenen Tage harmlos und heiter zu plaudern. Dabei ging sie im Zimmer hin und her, hier und da eine Kleinigkeit ordnend oder einem vorbeigehenden Diener ein paar Worte zurufend. Die Schleppe ihres hellen Kleides schleifte nachlässig über den Fußboden und nahm Staub und Flecke getreulich mit.

„Du könntest Dir eigentlich das Kleid aufnehmen, wenn Du aufräumst", unterbrach er plötzlich gereizt ihr liebenswürdiges Geplauder. „Um es durch den Schmutz zu ziehen, war es zu theuer."

Maria stand erschrocken still. Dann ärgerte sie sein Ton, und sie versetzte schnippisch:

„Du hättest mir ja ein billigeres schenken können."

„Weiberlogik", brummte er. „Als ob Du mit einem billigen Stoff zufrieden gewesen wärst!"

Sie zog es vor, sich nicht auf weitere Erörterungen einzulassen.

„Du gehst nun wohl bald zu Bett", meinte er nach einer Weile, indem er mühsam aufstand. „Der Tag war anstrengend genug für Dich." Sie sah ihn argwöhnisch an.

„Was hast Du denn noch vor?"

„Ich habe Laginsky versprochen, noch eine Stunde ins Casino zu kommen", erwiderte er gleichmüthig. Maria stand verblüfft.

„Heute — an unserem Tauftage — nein, Manfred, das ist zu arg. Wenn Du mich heut' allein läßt, wo ich mich so sehr auf eine gemüthliche Stunde mit Dir freute — dann ist das mindestens gefühllos."

Er hörte ihr mit tiefgefalteter Stirn zu und rührte sich nicht.

„Kannst Du es nicht noch absagen!" rief sie ungeduldig. „Du hast ohnehin schon Kopfschmerzen." Da fuhr er auf.

„Nein, das ist unmöglich; das verstehst Du nicht. Es ist jetzt 10 Uhr — hohe Zeit, daß Du zur Ruhe kommst. Ich bin auch bald wieder hier. Gute Nacht, Liebling."

Er umarmte sie hastig. Es sah aus, als wolle er noch etwas sagen — aber es mußte ihm wohl unmöglich sein. Sie erwiderte seine Liebkosung sehr kühl und ging gekränkt hinaus. Er sah ihr traurig nach.

Als sich die Thür längst hinter ihr geschlossen, stand er noch immer mitten im Zimmer und stierte auf dieselbe Stelle mit einem ganz leeren, abwesenden Ausdruck. Dann griff er sich mit beiden Händen nach dem Kopfe, als müsse er verhindern, daß dieser arme Kopf auseinanderplatze. Dabei stöhnte er tief auf.

„Lieber Gott im Himmel — laß mich doch nur dies eine Mal noch durchkommen — ich verspreche Dir bei meiner Seele Seligkeit, daß ich dann vernünftig sein will!"

Er stand noch eine Weile so; dann lief er hinüber in sein Zimmer und warf sich mit solcher Wucht auf einen Stuhl, daß das Holzwerk knackte. Er vergrub die Hände in das dichte, blonde Haar, und so blieb er sitzen.

„Lieber Gott, nur noch dies eine Mal! Dies eine, einzige Mal!"

Wenn er nur noch einmal Glück hätte, er wollte gewiß die Karten nicht mehr anrühren. Diese Qualen waren ja zum Verrücktwerden. — Er hatte ja schon einmal eine Zeit lang tapfer widerstanden. Dann war er doch erlegen; aus Noth, wie er sich einredete. Er konnte ja Glück haben und dann ein paar Rechnungen bezahlen. Wie viele seiner Kameraden machten es so! — Und er hatte auch Glück gehabt, mitunter recht erheblich. Und da packte ihn die alte Leidenschaft wieder. Er konnte nicht mehr aufhören; er spielte immer verwegener. Das Glück schlug um. Er verlor Summen, die ihn und die Seinen zu Bettlern machen mußten, wenn er sie nicht wieder einbrachte.

Heute kam der letzte, entscheidende Schlag. Dann wurde abgerechnet. „Nur noch dies eine, einzige Mal!"

Jetzt lag Maria wohl schon zu Bett. Es war wirklich gefühllos gegen sie, daß er sie heute Abend allein ließ. Was lag daran — er that ihr ja viel Schlimmeres; er hinterging und bestahl sie, sie und das Kind. Was sollte aus ihnen werden, wenn — — — nein, er konnte daran nicht denken; es war zu fürchterlich.

Er sprang auf, hängte den Mantel um und schlich sich leise, wie ein Dieb, aus der Wohnung. Vom Flur aus hörte er das

SLUB
Wir führen Wissen.